

Paulus Hochgatterer

Zumutung sein

Laudatio für Michael Köhlmeier anlässlich der Verleihung des
Ferdinand Berger-Preises 2019 im Wiener Rathaus, 10. April 2019

Sehr geehrte Frau Stadträtin,
lieber Ernst, lieber René,
sehr geehrte Festgäste,
liebe Monika, lieber Michael!

Was soll ich reden, habe ich mich gefragt, was soll ich sagen über jemanden, über den schon so viel gesagt wurde, aus berufenem Munde, wie es so heißt, aus dem Mund von Menschen also, die in der Lage sind, sich auf etwas zu berufen, auf Quellen, auf Verbündete, auf ein akademisches Fundament. Was sage ich über jemanden, mit dem mich jene Art von Freundschaft verbindet, die mehr von der Distanz lebt als von der Nähe, mehr von der Vorstellung als von der Versicherung, mehr von der Repräsentanz als von der Realität des Kontaktes. Was sage ich über jemanden, auf den ich mich berufe, den ich zitiere, bei dem ich Anleihen nehme, ohne ihn zu fragen, weil er da ist, auch wenn er nicht da ist, und ich sicher sein kann, dass es ihm schon recht sein wird.

Ich könnte in der gebotenen Anlehnung an ihn über leidende Mütter reden, habe ich mir gedacht, über Väter, die es immer schon besser gewusst haben, und über Großmütter, denen gewisse Dinge nicht mehr wichtig sein müssen. Ich könnte über die Frage reden, wie das Erzählen in einen hineinkommt und wie man dafür sorgt, dass es in einem drin bleibt, auch wenn andere es einem austreiben wollen. Ich könnte überhaupt über Kindheit reden, habe ich mir gedacht, über die Art von Verletzlichkeit und die Art von Pathos, die nur in dieser Phase existieren, über die Funktion von Schlägereien in der Schule und über die Wichtigkeit von Schund, in der Lektüre, in der Musik, in den Beziehungen. Ich könnte an dieser Stelle über Karl May reden, ganz kurz vielleicht, und dann als ein Apropos zu ihm über das sogenannte Große, über unser aller Sehnsucht nach Weltumspannung, oder über das Kleine, die Nebensache, die immer schon die Hauptsache war. Über Sprache könnte ich reden, habe ich mir gedacht, über geschriebene und gesprochene, über den Einsatz von Adjektiven und den

Verzicht auf Nebensätze, und darüber, ob alle in Hohenems ein Vorarlbergisch sprechen, das so klingt, als habe man es auf dem Burgtheater gelernt. Ich könnte über das Fremde reden, vielleicht ein wenig mehr über das Funkeln im Fremden als über die Furcht davor, und über das, von dem wir gewohnt sind, es für das Eigene zu halten. Ich könnte über die Notwendigkeit der Lüge reden, habe ich mir gedacht, und über all die psychosomatischen Erkrankungen, die man sich auf dem Weg in Richtung Wahrheit einhandelt, ich könnte über den Kampf gegen den Alltag reden und über das tägliche Bedürfnis nach Schlaf, über die Neugier, über die Liebe und über Gerechtigkeit. Ich könnte über Anständigkeit reden oder über den Ernst, vor allem darüber, dass der echte Ernst des Lebens mit dem sprichwörtlichen nichts zu tun hat; oder über den Humor, der ja nichts anderes ist als der Blick auf die Dinge, der das einbezieht, was auch den Ernst außer Tritt bringt, nämlich den Tod. Ich könnte also über den Tod reden, habe ich mir gedacht, und wenn ich schon dort wäre, könnte ich gleich über Gott reden und wenn ich schon bei ihm wäre, gleich auch über Bob Dylan. Ich könnte die Hypothese aufstellen, dass die Distanz zwischen Karl May und Gott ein wenig größer ist als jene zwischen Gott und Bob Dylan und als Beweis dafür zum Beispiel eine kleine poetologische Untersuchung der transzendentalen Substanz des Todes Winnetous in *Winnetou III* auf der einen und von *Beyond the Horizon*, der siebenten Nummer auf Bob Dylans großem Album *Modern Times*, auf der anderen Seite anstellen. Über all das könnte ich reden, habe ich mir gedacht, ganz gefahrlos, denn ich würde mit jedem dieser Dinge punktgenau über den reden, um den es heute geht, über Michael Köhlmeier.

Das habe ich mir also gedacht, und dann haben wir telefoniert, Michael und ich, letzten Freitag, wegen einer organisatorischen Sache, und ich habe ihn bei dieser Gelegenheit gefragt, worüber ich denn reden sollte, es sei doch schon so viel über ihn gesagt worden, so viel Kluges und so viel Lobendes, aus viel berufenerem Munde. Natürlich war meine Frage in erster Linie rhetorisch gemeint und zielte nicht darauf ab, ihn meine Arbeit tun zu lassen, aber Michael hat, wie es so seine Art ist, mit jenem Humor, der den außer Tritt geratenen Ernst mit einbezieht, gesagt, ich könne doch zur Abwechslung einmal über das Gegenteil sprechen, darüber, was für ein Depp er sei, was für einen Unsinn er verzapfe und welche Zumutung er für die Literatur und überhaupt für die Öffentlichkeit darstelle. Eine Sekunde lang habe ich mir um Michaels psychische Gesundheit Sorgen gemacht. Dann habe ich mir gedacht, dass er ein Depp ist und ziemlichen Unsinn verzapft. Am Ende war ich bei der Zumutung, bei der Ambiguität dieses Begriffes und bei jenem Satz, mit dem ich seit dem 4. Mai vergangenen Jahres jede der Reden, die ich halten darf, und jeden der Vorträge, zu denen ich

eingeladen bin, eröffnen möchte: „Sehr geehrte Damen und Herren, erwarten Sie nicht von mir, dass ich mich dumm stelle.“

Zumutung also. Michael Köhlmeier mutet uns etwas zu. Den Verzicht auf offensiv vorgetragene Dummheit. Das Unverstellte. Das Aufrechte. Das Aufrechte gegen den Pakt der Unaufrichtigkeit.

Zumutung bedeutet natürlich Frechheit und Rücksichtslosigkeit, das Übersteigen von Schranken, die Nichtbeachtung von Herkömmlichkeiten. Auf der anderen Seite enthält Zumutung immer auch das Vertrauen, dass der Andere schon aushalten wird, was ich ihm da auflade. „Ich mute“ im Sinn von „ich traue dir etwas zu“. Je weiter man nach Westen und je näher man an die Schweiz gelangt, umso stärker neigt sich die Bedeutung in diese Richtung, behauptet die Varietätenlinguistik. Eine Disziplin, die so heißt, hat garantiert recht, denke ich.

Dummheitsverzicht ist die eine Köhlmeiersche Zumutung. Es gibt auch noch andere. Zwei von ihnen möchte ich anklingen lassen, zwei Zumutungen, von denen Sie in seinen Romanen, Erzählungen und Reden lesen oder hören können. Die Rede ist von Scham und der Idee von Freiheit.

Die Zumutung der Scham. Ein kleiner Exkurs. Was Scham ist und was der Umgang mit Scham für die Entwicklung eines Menschen bedeutet, habe ich durch nichts besser verstehen gelernt als durch eine Geschichte, die Sie alle kennen und die ihrerseits hier und jetzt vermutlich eine kleine Zumutung darstellt. Vielleicht hilft es, wenn Sie sich vorstellen, Michael Köhlmeier würde uns die Geschichte erzählen.

In Mira Lobes wunderbarem Kinderbuch *Das kleine Ich bin Ich* wandert ein seltsames Wesen, winzig, kariert, mit langen orangefarbenen Flatterohren, Schopf und Schwanz strubbelig und blau, durch eine Blumen- und Schmetterlingswiese. Dort trifft es einen Laubfrosch. Der glotzt es an, stellt ihm die Frage: *Wer bist denn du?* und reagiert, als es gestehen muss, dass es das nicht weiß, so, wie Laubfrösche meistens reagieren – weitgehend empathiefrei:

*Wer nicht weiß, wie er heißt,
wer vergisst, wer er ist,
der ist dumm!*

Somit hat das kleine Wesen ein Problem.

*Irgendeinen will es fragen,
irgendeiner soll ihm sagen,
wer es ist.*

Es fragt sich durch, doch keiner sagt es ihm, nicht das Pferd, nicht die Kuh, nicht die Fische und nicht die Möwen, die auf den Steinen sitzen. Verzagt und tief beschämt fragt es sich:

*Stimmt es, dass ich gar nichts bin?
Alle sagen, ich bin Keiner,
nur ein kleiner
Irgendeiner ...
Ob's mich etwa gar nicht gibt?*

Erst danach kommt dieser geradezu biblische Moment, auf den alle warten, die Vorleser des Buches wie die zuhörenden Kinder:

*Sicherlich
Gibt es mich:
ICH BIN ICH!“*

Davor allerdings, zur Erinnerung: Keiner. Bestenfalls ein kleiner Irgendeiner. Oder bin ich am Ende doch tatsächlich gar nichts? Das ist die existentielle Scham, an deren Hand unser Selbst, das, was wir gewohnt sind, Identität zu nennen, zur Welt kommt, die Primärscham, die uns – andererseits – als vulnerable Stelle unser Leben lang begleitet. Mit ihr, diesem geteilten Bewusstsein, auf der einen Seite „Ich“ sagen zu können, auf der anderen Seite ein höchst verwundbares, verderbliches Einzelstück zu sein, konfrontiert uns Michael Köhlmeier immer wieder, am dichtesten und persönlichsten vielleicht in der *Idylle mit ertrinkendem Hund*. Wer ist man, wenn einem das Schicksal die Tochter nimmt, die tagtäglich eine Antwort auf genau diese Frage – Wer bin ich? – war? Irgendeiner? Oder doch in Wahrheit keiner? Wer ist man? *Wer vergisst, wer er ist, der ist dumm!*, sagt der Frosch. Auf Dummheit verzichtet Michael Köhlmeier lieber, das wissen wir, daher tut er das, was zu tun ist, wenn einem das Leben solche Fragen stellt – er erzählt. In der *Idylle mit ertrinkendem Hund* erzählt er von Zimmerpflanzen, von Gummischlangen, von Blutdruckmessgeräten, Frühstück und Spaziergängen – von den Ablenkungen und billigen Tröstungen des Alltags. Er erzählt von seinem Lektor, der zu Gast ist und all das bestaunt, aber in Wahrheit wenig damit anfangen kann. Schließlich erzählt er von der Notwendigkeit, die bedrängte Kreatur – in der Geschichte ein schwarzer Hund, der durchs Eis gebrochen ist und zu ertrinken droht – zu retten, nicht als Surrogat für die tote Tochter, sondern um sich selbst am Leben zu erhalten und weiterhin „Ich“ sagen zu können.

Die Geschichte von den Möglichkeiten der Transformation existentieller Scham. Michael Köhlmeier erzählt sie uns, nicht nur in diesem Buch. Er erzählt sie uns dort, wo er seine Protagonisten lügen, stehlen, morden lässt, dort, wo sie in Bedrängnis geraten und leiden, und dort, wo der Tod auf sie wartet. Die meisten Menschen verstehen diese Geschichten und lassen sie sich zu Herzen gehen. Diejenigen, die sich, gekleidet in maßgeschneiderte Unverschämtheit, die Frage nach der eigenen Identität nie gestellt haben, sind dazu nicht in der Lage. Die Vorstellung, dass sie selbst auch nichts anderes sein könnten als verwundbare und am Ende verderbliche Einzelstücke, erreicht sie nicht. Sie bleiben lieber schamlos und nennen die Menschen, die diese Geschichten verstehen und sich zu Herzen gehen lassen, weil sie ein Herz haben, Gutmenschen. Michael Köhlmeier spricht über sie vor etwa einem Jahr in einer Rede in Bludenz:

Der Herr Minister und seine Brüder im Geiste haben über viele Jahre Hohn und Spott über jene gegossen, die schlicht gut sein wollten. „Gutmensch“ ist zum Synonym für Trottel geworden. Niemand will ein Trottel sein. Wer gut sein will, schämt sich.

Ergänzung aus dem Blickwinkel dieser Rede: Er kann es wenigstens.

Ein Wort noch zu Mira Lobe. Mira Lobe war 1936 nach Palästina emigriert und hatte dort 1948 bei Twersky in Tel-Aviv ihren Roman *I-Hajeladim, die Kinderinsel*, publiziert. 1950 kam sie zurück nach Wien, 1951 fand sie mit dem Buch, unter dem Titel *Insu-Pu* bei Waldheim & Eberle verlegt, den Einstieg in die österreichische Kinder- und Jugendliteratur. Die Geschichte war allerdings nicht ganz dieselbe geblieben. Länder und Personen hatten andere Namen bekommen, unter anderem hieß eine der Hauptfiguren, ein Geige spielender stiller Bub, jetzt Wolfgang Hasselberg. In der Originalversion hatte er noch David Aaronsson geheißen und war in explizit jüdischer Identität gegen den Antisemitismus in der Kindergruppe aufgetreten. So etwas war 1951 hier offenbar noch nicht erwünscht. Das Kinderbuch einer jüdischen Autorin – ja, aber ein jüdisches Kind in einem österreichischen Kinderbuch, das ging dann doch nicht. Zum Thema Schamfähigkeit eines Landes.

Die Idee der Freiheit. Eine zweite Zumutung. Ein zweites Buch, ein zweites schmales Buch, eins, das Sie alle an einem Abend lesen können. Außerdem eine zweite poetologische Assonanz, ein Intertextualitätsverweis – diesmal nicht auf ein Kinderbuch, keine Sorge. Dass ich persönlich das Buch, um das es geht, ganz besonders mag, erschließt sich jenen, die den Titel meines eigenen letzten Buches kennen, gewissermaßen von selbst.

Die Novelle *Der Tag, an dem Emilio Zanetti berühmt war* beginnt damit, dass der Titelheld, sechszwanzig Jahre alt und aus unerfindlichen Gründen in Anzug, weißem Hemd und Krawatte, den *Herrn Vinzenz Manal, Steuerberater oder etwas Ähnliches*, ins Koma prügelt. Genau genommen weiß der Täter vom Koma noch nichts, das tut aber nichts zur Sache. Zanetti wird über Nacht in den Gemeindegotteskasten gesteckt, um am nächsten Tag vom Gendarmen Kinz zwecks Vorführung beim Untersuchungsrichter in Feldkirch abgeholt zu werden. Wenn ein Gendarm Kinz heißt, weiß man schon alles. Es kommt, wie es kommen muss, Zanetti flüchtet, erst auf einem Rad, dann zu Fuß, wird von Kinz in seinem VW in die Enge getrieben und klettert schließlich mangels Auswegs auf einen sechzig Meter hohen dreiarmligen Hochspannungsmast. Kinz, selbst nicht schwindelfrei, schickt seinen alpinistisch erfahrenen Assistenten hinterher, derselbe wird von Zanetti mittels Stiefelwurfs in Lebensgefahr gebracht und somit in die Flucht geschlagen. Als im Grund alle nur noch darauf warten, dass Zanetti in den Tod springt, klettert der zehnjährige Ich-Erzähler der Geschichte, in den Sommerferien Zanettis Gehilfe in dessen Elektrowerkstatt, hinauf zu ihm. Er hat einen Polster, eine Flasche mit Wasser und eine Packung Zigaretten bei sich und lässt sich neben Zanetti nieder. Es entsteht einer dieser magischen Momente, in denen die Realität, so unerfreulich sie auch ist, völlig in den Hintergrund tritt. Was zählt, sind einzig die Vorstellungen der beiden:

„Jetzt tun wir etwas, an das wir uns, solange wir leben, erinnern werden, stimmt's?“ sagte Zanetti.

„Stimmt.“

„Und es ist wert, dass wir uns daran erinnern. Verstehst du, was ich meine?“

„Ich glaub schon.“

„Sich an irgendetwas erinnern ist nicht schwer. Aber etwas tun, was es wert ist, dass man sich das ganze Leben daran erinnert, das ist schwer.“

Wie recht sie haben, denkt man und in Wahrheit wäre man gern dabei, sechzig Meter über Grund, mit einer Zigarette im Mund und dem Gefühl, dass einem jeden Moment Flügel wachsen könnten.

Etwas später sind es die Gedanken, die Flügel kriegen, und Emilio Zanetti beginnt zu philosophieren, über eins von Michael Köhlmeiers Lieblingsthemen, die Lüge, aber das kann nur Zufall sein, denn was weiß Zanetti schon von Köhlmeier:

„Überall, wo etwas los ist [...], wird gelogen“, sagte er, „Aber ich bin draufgekommen, dass es nicht anders geht. Es geht sich anders nämlich

nicht aus. [...] Es liegt daran, dass der Mensch viel schneller denken als reden kann. Wenn du einen einzigen Satz sagst, den allereinfachsten kleinsten Satz von der Welt, dann denken sich dir in den zwei Sekunden, die du brauchst, um ihn rauszubringen, hundert andere Sätze im Kopf, die alle das Gegenteil sind von dem einen, den du gerade sagst. Da kannst du gar nichts dafür. Es denkt sich in deinem Kopf von ganz allein.“

In den Köpfen zweier anderer junger Herren passiert ganz Ähnliches. 120 Jahre vor Emilio Zanetti. Wir schreiben das Jahr 1884 und bleiben am Fluss. *Die Abenteuer des Huckleberry Finn*, Mark Twains großer Roman.

Meine Lieblingsszene des Romans spielt auf dem Mississippi. Es ist Nacht, Huckleberry Finn und sein Freund, der entflohene Sklave Jim, liegen auf ihrem Floß und schauen in den Himmel. Huckleberry Finn:

„Wir lagen auf dem Rücken, sahen zu den Sternen hinauf und redeten darüber, ob sie jemand gemacht hatte oder ob sie einfach so entstanden waren. Jim meinte, sie seien gemacht worden, aber ich fand, sie waren von selbst entstanden. Es hätte doch zu lange gedauert, so viele zu machen. Da meinte Jim, der Mond könnte die Sterne doch gelegt haben. Das klang einigermaßen vernünftig, denn ich hatte einmal einen Frosch gesehen, der fast so viele Eier gelegt hatte.“

Der Mond legt die Sterne. Ein entlaufener Sklave erzählt einem Knaben, dessen Mutter tot und dessen prügelnder Säufervater möglicherweise hinter ihm her ist, von der Reproduktion, wie der Himmel sie vorgesehen hat.

Wie war es vorhin: Das Hirn denkt die Lüge ganz von allein. Ein Vorarlberger Halbstarker, der gerade den Steuerberater, mit dessen Ehefrau da irgendetwas läuft, ins Koma geprügelt hat, erzählt einem Knaben, dessen Eltern ihn anschreien und an Händen und Füßen ins Ferienlager schleifen, davon, wie die Gedanken die Wahrheit überholen.

Zu viele Sterne. Zu viele Gedanken. Zwei Texte kommunizieren miteinander. Die Poststrukturalisten hätten ihre Freude dran.

Ein paar Sätze auch zu Mark Twain. Mark Twain hielt sich vom September 1897 bis zum Mai 1899 in Wien auf, wohnte im Hotel Ambassador und in Kaltenleutgeben. Seine Tochter Clara Clemens, übrigens das einzige seiner fünf Kinder, das ihn überlebte, erhielt Klavierunterricht beim berühmten Theodor Leschetizky. Er selbst schrieb an seiner Autobiographie. Als Beiwerk verfasste er unter anderem den Aufsatz *Stirring Times in Austria, Aufwühlende Zeiten in Österreich*, in dem er sich – zum Teil fassungslos staunend – mit dem antisemi-

tischen Wien Schönerers und Luegers auseinandersetzt. Man kann den Volltext im Internet nachlesen. Das erste Kapitel heißt übrigens *The Government in the Frying Pan, Die Regierung in der Bratpfanne*.

Das Erzählen, das Flügel bekommt. Das Erzählen, das sich zu einer Idee von Freiheit aufschwingt, vom Mississippi zu den Sternen oder von der Spitze eines Hochspannungsmasts im Rheintal, schwingt sich zwangsläufig auch auf gegen diejenigen, denen die Idee von Freiheit ein Dorn im Auge ist. Es schwingt sich auf gegen Leute, die Stacheldrahtzäune um Jugendwohnhäuser bauen, gegen Leute, die Menschen in Lagern konzentrieren und den berittenen Herrenmenschen wiedererstehen lassen wollen. Es schwingt sich auf gegen Leute, die sich darauf freuen, der frei geäußerten Meinung endlich die Knebel umlegen zu können, die sie seit langem in ihren Taschen tragen. Und ja, es schwingt sich auch auf gegen Leute, die selbst Sechsjährigen gegenüber ihre Macht und Häme spüren wollen, wenn sie ihnen schlechte Noten geben oder sie sitzenbleiben lassen.

Dieses Erzählen, meine Damen und Herren, ein Erzählen, das die Scham riskiert, um „Ich“ sagen zu können, ein Erzählen, dem es darum geht, die Idee der Freiheit zu bewahren, hat immer schon verschiedene Namen getragen, Mira Lobe zum Beispiel oder Mark Twain. Oder Michael Köhlmeier, heute ganz besonders.

Lieber Michael, ich danke dir. Persönlich danke ich dir für deine Freundschaft. Im Namen von uns allen danke ich dir dafür, dass du nicht aufhörst, Zumutung zu sein.

Im Namen der Auslobenden und im Namen der gesamten Jury gratuliere ich dir ganz herzlich zum diesjährigen Ferdinand Berger-Preis!